



Dies ist eine Leseprobe von Klett-Cotta. Dieses Buch und unser gesamtes Programm finden Sie unter www.klett-cotta.de

THOMAS WAGNER

**DER DICHTER UND
DER NEONAZI**

**Erich Fried und Michael Kühnen –
eine deutsche Freundschaft**

KLETT-COTTA

Klett-Cotta

www.klett-cotta.de

Dieses Werk wurde vermittelt durch die

Literarische Agentur Michael Gaeb

© 2021 by J. G. Cotta'sche Buchhandlung

Nachfolger GmbH, gegr. 1659, Stuttgart

Alle Rechte vorbehalten

Printed in Germany

Cover: Rothfos & Gabler, Hamburg

unter Verwendung eines Fotos von

© ullstein bild – Behr, ullstein bild – amw

Alle Zitate Erich Frieds mit freundlicher Genehmigung

des Verlags Klaus Wagenbach.

Gesetzt in den Tropen Studios, Leipzig

Gedruckt und gebunden von CPI – Clausen & Bosse, Leck

ISBN 978-3-608-98357-9

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek:

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der

Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten

sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

INHALT

DER VERHINDERTE FERNSEHAUFTRITT	8
Kampf gegen die Barbarei	10
Der Anruf	14
Worte der Zuneigung	19
JUGEND IN WIEN	25
Wunderkind mit Handicap	27
Der erste politische Auftritt	30
Siegesszug des Faschismus	33
MIT NAZIS REDEN	37
Gemeinsam verboten	38
Ein verliebter Hitlerjunge	39
SIE NANNTEN IHN »HUMMEL«	43
Begeisterung für den Faschismus	44
Die SS als Sündenbock	47
Verehrung Adolf Hitlers	48
Brauner Aktionismus	50
EINE UNGEWÖHNLICHE WIDMUNG	53
Der zweite Teil der Seele	54
Nachträglich eingefügt	56
Ein privater Austausch	58

DEN FEIND VERSTEHEN:	
DER FALL IRMGARD GRESE	60
Der Todesengel von Auschwitz	62
Geteiltes Echo	66
ZWISCHEN DEN STÜHLEN:	
EIN UNDOGMATISCHER LINKER	68
Antifaschist, aber kein Feind der Deutschen	69
Außenposten der APO	70
Ulrike Meinhof und die RAF	72
Der Seelenmist der anderen	74
KAMPF GEGEN DIE ENTFREMDUNG	77
Neigung zur Selbsterforschung	81
Das Beispiel Rudi Dutschkes	83
DER HEISSE HERBST	85
Gegen den Atomtod	86
Keine Querfront	88
DAS RÄTSEL DER FREUNDSCHAFT	91
Wunsch nach Nähe	92
Antibürgerliche Gemeinsamkeit	95
Eine Form von »Adoption«	96
Engagement für den Inhaftierten	98
Kameradschaft des Schmerzes	100
Angriffe aus dem eigenen Lager	102
POLITISCHE SOLDATEN	108
Ein Kriegsverbrecher als Lehrmeister	109
Gefährliches Netzwerk	110
Kühnens Charisma	112
»Ich habe Propaganda immer minimalistisch gesehen.«	113

ANTISEMITISCHES VERSCHWÖRUNGSDENKEN	116
»Zersetzender Einfluss«	117
Judenfeindliche Angriffe	119
Leugnung des Holocaust	121
Zum Muttertag	122
ZWECK UND MITTEL	125
Ausländerhass als Sprengsatz	126
Das verschollene Gedicht	128
Ein unwillkommener Rat	130
AUS DER GESCHICHTE LERNEN	134
Frieds Glaube an den Menschen	136
EPILOG:	
KEIN SCHREBERGARTENVEREIN	139
DANKSAGUNG	145
ANHANG	147
Quellen	149
Literatur	151
Anmerkungen	155

DER VERHINDERTE FERNSEHAUFTRITT

Hatte er das gerade wirklich gesagt? Michael Kühnen konnte kaum fassen, was sich gerade im Fernsehen vor seinen Augen abspielte. Da beklagte sich der prominente Dichter Erich Fried – Linker, Jude und entschiedener Antifaschist –, dass man ihn – Deutschlands bekanntesten Neonazi – von der Teilnahme an der gerade laufenden TV-Diskussion kurzfristig wieder ausgeschlossen hatte. »Ob man den einladen soll oder nicht«, so Fried, »darüber kann man streiten. Wenn man ihn eingeladen hat, ihn auszuladen, ist ganz bestimmt falsch und klein-kariert.«¹

Dass seine Person in der Talkshow »III nach 9« unerwünscht war, hatte Kühnen erst erfahren, als er bereits vor den Studio-Türen in Bremen-Osterholz stand. Das war am 21. Januar 1983. Mobiltelefone für den Privatgebrauch gab es noch nicht. Der verhinderte Talkshow-Gast ließ sich seine Ausladung schriftlich bestätigen, verlangte eine Aufwandsentschädigung in Höhe von etwa 300 DM und trat gemeinsam mit den beiden ihn begleitenden Kameraden die Heimreise an. Nun saß er mit einem kleinen Kreis von Gesinnungsgenossen, darunter

sein enger Mitstreiter Thomas Brehl, in einer Wohnung im hessischen Städtchen Rodgau und schaute sich die Sendung im Fernsehen an.

Die Entscheidung, den Neonazi auszuladen, war am Tag zuvor gefällt und von Fernsehprogrammndirektor Hans-Werner Conrad intern kommuniziert worden. Vorhergegangen war eine rund eineinhalbstündige Debatte im Rundfunkrat. Der Beschluss veränderte den Charakter der Sendung: Ursprünglich hatte man über die Gefahr eines neu aufflammenden Rechtsextremismus diskutieren wollen. Doch jetzt stand das Für und Wider von Kühnens Teilnahme als Talkshow-Gast im Mittelpunkt der Debatte. Vor dem Sender-Gebäude hatte sich eine Gruppe von Frauen und Männern jeden Alters versammelt, um zu demonstrieren.

Das Transparent der Deutschen Friedensunion verkündete: »Nie wieder Faschismus! Gemeinsam für die Verteidigung der Grundrechte und Sicherung des Friedens.« Die Schilder der Sozialistischen Deutschen Arbeiterjugend (SDAJ) forderten das sofortige »Verbot aller faschistischen Organisationen« und »Freundschaft mit Ausländern«. Während ein Sprecher der Vereinigung der Verfolgten des Naziregimes – Bund der Antifaschisten (VVN-BdA) begrüßte, dass Kühnen »fünfzig Jahre nach der In-die-Macht-Setzung der Nazis kein Rederecht« bekam, erklärte Programmndirektor Conrad, er sei persönlich und im Prinzip nach wie vor ein Befürworter der Diskussion mit einem Neonazi. Er habe mit der Ausladung Kühnens jedoch dem Umstand Rechnung tragen wollen, dass es eine richtige »Angst davor gibt, dass solche Leute wieder in die Öffentlichkeit treten«. Eine klare und in sich stimmigere Position bezog Moderatorin

Lea Rosh. Sie erklärte, von Anfang an gegen die Einladung Kühnens gewesen zu sein. Die Journalistin zeigte sich erleichtert, dass es genügend Menschen gebe, die verhinderten, »dass diese Leute sich überall artikulieren können«.²

Ein gewichtiges Argument gegen die Einladung Kühnens in eine Sendung des öffentlich-rechtlichen Fernsehens brachte der Talkshow-Gast Dietrich Güstrow vor. »Hitler wäre gar nicht der geworden, wenn er nicht das Radio zur Verfügung gehabt hätte«, sagte der Wahlverteidiger von Angeklagten des gescheiterten Attentats auf Adolf Hitler vom 20. Juli 1944. Nun hege er eine gewisse Sorge, solchen wegen Volksverhetzung und neonazistischer Umtriebe verurteilten Fanatikern »das Medium des Fernsehens zur Verfügung zu stellen«. Sie werden, hielt er Fried entgegen, »Fanatiker nicht überzeugen können und zu Geständnissen bewegen, sich zur Menschlichkeit zu bekennen. Das ist nicht möglich.«

KAMPF GEGEN DIE BARBAREI

Der Dichter wiederum machte deutlich, nun seinerseits keinesfalls irgendwelche Sympathien für den Hitler-Faschismus oder sonst irgendeinen Faschismus zu hegen. Er sei durch die Nazis zum Flüchtling gemacht und seine halbe Familie von diesen vergast worden. Das Erstarken nationalistischer Kräfte hatte Fried seit seiner Vorschulzeit als hochbegabtes und politisch außergewöhnlich interessiertes Kind in Wien als Abfolge blutiger Gewalttaten erlebt, die von einem Abbau demokratischer Rechte von Seiten der Regierung begleitet war.

Den nachfolgenden Terror der Nazi Herrschaft hat er im Nachhinein weder vergessen können noch in irgendeiner Weise relativieren wollen. Ganz im Gegenteil: Er stellte seine Arbeit als Schriftsteller ausdrücklich in den Dienst der Erinnerung an diese Schreckenszeit. Nie wieder sollte so etwas geschehen. Dazu wollte er seinen Beitrag leisten.

Im Eingangsbereich seines Londoner Hauses erinnerte eine Reproduktion von Picassos Gemälde »Guernica« an die Zerstörung der baskischen Stadt durch die Faschisten.³ Sie war von den Bomben der deutschen Legion Condor zerstört worden, die an der Seite des rechtsgerichteten Putschisten General Francisco Franco im Spanischen Bürgerkrieg gegen die Verteidiger der Republik kämpften. Über dem Schreibtisch in seinem Arbeitszimmer an der Wand war eine Fotografie des Vaters zu sehen. Hinter der Glastüre eines Bücherschranks wiederum bewahrte er ein Stück rostigen Stacheldraht aus dem KZ Esterwegen und eine Messerklinge auf, die er bei einem Besuch der Gedenkstätte in Auschwitz aufgesammelt hatte. Hier war seine Großmutter ermordet worden. Fried sah es als seine Aufgabe an, »gegen diese Barbarei und alles vom gleichen Schlag zu kämpfen, solange ich lebe«,⁴ wie er am 5. Juli 1972 in einem Brief an den Schriftsteller Heinrich Böll schrieb. Den Entschluss hatte er gefasst, kurz nachdem sein Vater an den Folgen seiner Misshandlung in der Gestapo-Haft verstorben war. Daran, dass der Dichter ein entschlossener Antifaschist war, kann überhaupt kein Zweifel bestehen. Er wollte den Feind aber nicht nur bekämpfen, sondern – um gegen die in seinen Augen längst nicht gebannte faschistische Gefahr besser gewappnet zu sein – auch verstehen.

Wie hatte es geschehen können, dass aus ganz normalen Jugendlichen überzeugte Nazis wurden? Das war eine der Fragen, die den Schriftsteller bis zum Ende seines Lebens beschäftigten. In der Fernsehsendung »III nach 9« erzählte er von Mitschülern, die seinerzeit zum großen Teil Mitglieder der von der austrofaschistischen Regierung verbotenen Nazi-Partei waren. Dann sagte er etwas Überraschendes: »Ich glaube, dass das nicht wesentlich schlechtere oder dümmere Jungen waren als ihre jüdischen oder antifaschistischen Mitschüler. Was einer geworden ist, das hing von unwägbareren Dingen ab. Der Nazismus und der Neonazismus ist eine der gefährlichsten Irrlehren und unmenschlichsten Lehren. Aber deswegen würde ich noch lange nicht sagen, dass ich mit einem, der darauf hereingefallen ist, mich nicht an einen Tisch setze. Wenn ich hoffen kann, dadurch diese Dinge zu desavouieren oder ihn vielleicht zweifeln zu machen.« Über das Motiv, das der Ausladung Kühnens zugrunde lag, spekulierte er: »Wir trauen uns offenbar nicht zu, mit so etwas fertig zu werden, wenn er auch herkommt.« Auf Seiten derer, die sich über die Neonazis empört zeigten, glaubte der Schriftsteller zudem viel Heuchelei erkennen zu können. Die neuen Faschisten würden in brutaler und unverblümter Ehrlichkeit vertreten, was auch viele CSU- und manche CDU-Anhänger in halbbewusster Form unterstützten.

War das übertrieben? Schaut man sich die näheren Umstände von Kühnens Ausladung an, so waren diese eher dazu geeignet, den Heuchelei-Verdacht zu untermauern als ihn zu entkräften. »Zum Thema des Rundfunkrates hatte Bernd Neumann, Chef der Bremer CDU-Fraktion, den Fernsehauftritt Kühnens gemacht, indem er öffent-

lich dessen Ausladung gefordert hatte und zu bedenken gab, dass andernfalls auch die Bürgerschaft verärgert sein würde, die in der nächsten Woche über die Erhöhung der Fernseh- und Rundfunkgebühren zu befinden habe.«⁵ Sechs Jahre zuvor hatte der Politiker noch eine unrühmliche Rolle im Streit um Frieds Gedicht »Die Anfrage« gespielt, das von einer Bremer Lehrerin im Unterricht behandelt worden war.

Die Verse setzen sich mit den gesellschaftlichen Ursachen des Linksterrorismus auseinander und hinterfragen die Verhältnismäßigkeit der im staatlichen Kampf gegen diesen verwendeten Mittel. Am Ende heißt es: »Wieviel Tausend Juden/muss ein Nazi ermordet haben/um heute verurteilt zu werden/zu so langer Haft?« Einigen Eltern gefiel das nicht. In dieser Zeit brachte eine Reihe von zum Teil tödlichen Anschlägen der Rote Armee Fraktion (RAF) die öffentliche Meinung gegen die inhaftierten Terroristen und die sogenannte Sympathisanten-Szene auf. Die Eltern beschwerten sich über die Verwendung von Frieds Gedicht im Klassenzimmer. Neumann schwang sich zu ihrem Fürsprecher auf und sagte in der Bürgerschaft: »So etwas würde ich lieber verbrannt sehen.«

Eine Äußerung, bei der nicht wenigen Zeitgenossen unwillkürlich der Gedanke an die von den Nazis am 10. Mai 1933 durchgeführte Verbrennung der Bücher verfemter Autoren in zahlreichen deutschen Universitätsstädten in den Sinn kam. Dem Vorwurf, er habe dabei vergleichbare Absichten gehegt, entgegnete der konservative Politiker, er habe keine literarische Bewertung der Gedichte von Fried vornehmen wollen. Dabei unterstrich er, dass auch die Nazis und ihre begeisterten Unterstützer unter der Studenten- und Professorschenschaft

bei ihrer Aktion weniger von ästhetischen als von politischen Motiven angetrieben waren. Dem CDU-Mann haftete infolge der Auseinandersetzung mit Fried in Teilen der Öffentlichkeit der Geruch eines Ewiggestrigen an. Er hatte also allen Grund, sich als entschiedener und besonders energischer Kämpfer gegen den Neonazismus zu inszenieren. Ist so der Nachdruck zu erklären, mit dem er auf die Ausladung Kühnens aus der Talkshow drängte? Plausibel wäre es. Dass er auf diese Weise erneut den Unmut von Erich Fried erregen würde, konnte Neumann damals nicht wissen. Es hätte ihn wohl auch nicht weiter gestört.

DER ANRUF

Fried, das machte der Dichter in der Talkshow mehrmals klar, ging es darum, der faschistischen Ideologie den gesellschaftlichen Nährboden zu entziehen. Er war der Meinung, dass die sich Anfang der achtziger Jahre zuspitzende Konfrontation zwischen den USA und der Sowjetunion sowie den von ihnen angeführten Militärbündnissen Nato und Warschauer Pakt ein solcher Nährboden war. Fried war ein radikaler Linker, aber alles andere als ein Freund der Sowjetunion und des von ihr angeführten sozialistischen Staatenblocks. Das autoritäre System der Parteidiktatur war ihm verhasst. Mit den Stalin-Anhängern unter den Kommunisten hatte er schon in seinen ersten Jahren im Londoner Exil so manchen Streit ausgetragen. Seit 1952 geißelte er als politischer Kommentator des gezielt auf die Bewohner der DDR ausgerichteten deutschsprachigen »German Soviet Zone

Programme« der BBC in seiner Sendung »Persönliche Betrachtung« den undemokratischen Charakter von Staat und Partei in der Sowjetunion⁶ und polemisierte – teils in äußerster Schärfe – gegen von ihm als »Lügen- und Verleumdungspropaganda«⁷ bewertete Presseveröffentlichungen in der DDR.⁸

»Fast jeden Morgen gegen fünf Uhr«, erinnert sich der damals noch als überzeugter Kommunist im sozialistischen Teil Deutschlands lebende Liedermacher Wolf Biermann, »standen Hunderttausende oder sogar Millionen Menschen in den osteuropäischen Ländern auf, nur, um seine Radiosendungen über Kurzwelle zu hören.«⁹ 1968 hatte sich Frieds Sicht auf den real existierenden Sozialismus zu verändern begonnen. Zum einen registrierte er, dass sich nach Stalins Tod hinter dem Eisernen Vorhang manches zum Besseren gewendet hatte. Zum anderen bewertete er die Außen- wie die Innenpolitik westlicher Staaten nun zunehmend kritischer. Unter dem Eindruck der militärischen Interventionspolitik der USA in Vietnam und Lateinamerika, des KPD-Verbots sowie innen- und außenpolitischer Entscheidungen der Labour-Regierung in Großbritannien war er zu diesem Zeitpunkt nicht mehr bereit, den von der BBC im Kalten Krieg eingeschlagenen Konfrontationskurs weiter mitzutragen und beendete nach 17 Jahren die Zusammenarbeit.¹⁰ Eine Distanz zur Politik der sozialistischen Staaten behielt er zwar zeit seines Lebens bei, doch dem antikommunistischen Feindbild des »Russen« wollte sich Fried nicht anschließen. In seinen Augen stand dieses ganz eindeutig in der »kulturellen Kontinuität der Nazi-Zeit«. Die daran anknüpfende Politik des Wettrüstens hielt er in hohem Maße für gemeingefährlich.